



Zwischen hilflos und gönnerhaft

Was Reaktionen auf bettelnde Menschen über das Wirtschaftssystem verraten

SIGRUN MATTHIESEN

Entschuldigung, hätten Sie vielleicht ...« – wer lange genug in großen Städten lebt, hat gelernt, derartige Ansprache zu fürchten. Trotz aller formalen Höflichkeit. Fremde, die um etwas bitten, sind in aller Regel Bettler oder Bettlerinnen und die sind im neoliberalen Spätkapitalismus offiziell nicht mehr vorgesehen. Einfach die eigenen Bedürfnisse äußern und darauf vertrauen, dass die Gemeinschaft irgendwie für deren Erfüllung sorgt. Das ging sozial anerkannt in unterschiedlichen Formen von der Antike bis zum Spätmittelalter – so jedenfalls beschreibt es Karsten Krampitz, Autor und ehemals Redakteur bei Berliner Straßenzeitschriften: »Nach dem Vorbild Jesu war es für den Einzelnen erstrebenswert, der Macht und der Herrschaft, so man sie besaß, zu entsagen und ein Leben zu führen ohne eigenes Haus, in ärmlicher Kleidung und mit schlimmen Entbehrungen. Und wer nicht in Armut leben wollte, hatte gefälligst barmherzig zu sein.« Da das Leben auf Erden nur als eine Phase vor dem eigentlich erstrebenswerten nach dem Tod angesehen wurde, galten Bettelnde als Investitionsmöglichkeit in diese Zukunft. Auch wer selbst wenig hatte, sah »Verzicht im Diesseits gegen eine Belohnung im Jenseits« als guten Tausch.

Eine Haltung, die in weniger gottlosen Gesellschaften auch heute noch dafür sorgt, dass Bettelnde vor Tempeln, Kirchen, Moscheen ihr Auskommen haben. In den Zentren des westlichen Wohlstands kommt es allenfalls vor, dass junge Frauen, »gut fürs Karma« murmeln. Dabei zucken sie etwas hilflos mit den Schultern, lächeln entschuldigend und werfen einer bettelnden Person eine Münze in den Pappbecher. Der trägt nicht selten die Aufschrift jener Kaffee-Kette, in der sie eben noch ein Getränk erworben haben, auch die Sneaker und Steppjacken der Gebenden stammen möglicherweise von den gleichen globalen Sportswear-Konzernen wie die der Bettelnden, aber dennoch trennen sie Welten. Das Karma, das angerufen wird, meint zweierlei Hoffnung: Die, noch möglichst lange zu jenen mit dem gefüllten Kaffeebecher zu gehören, und die, dass es vielleicht doch – irgendwann, irgendwo, irgendwann – eine Welt geben könnte, in der alles für alle ist.

Diesen Widerspruch, Profitierende eines Systems zu sein, das andere arm macht, kennen selbstverständlich auch Männer. Oder ältere Frauen. Oder Lebensmittel spendende Supermarktketten, europäische Impfgipfel, UN-Geberkonferenzen. Von allen anderen, die ihre Privilegien tatsächlich für Verdienste oder angeborene Rechte halten und deshalb Menschen an irgendwelchen Außengrenzen verrecken lassen oder Obdachlose anzünden,

soll hier gar nicht die Rede sein – Autorinnen-Privileg. Schließlich gibt es schon bei den Wohlmeinenden, zu denen sie sich selbst zählen muss, genug Fragwürdiges zu entdecken, im gar nicht so weiten Feld zwischen Hilflosigkeit und Gönnerhaftigkeit.

Da wäre zum einen der Reflex, die Armen einzuteilen: In »unverschuldet« Bedürftige (versehrt oder sichtbar krank gilt immer als sicheres Zeichen) und andere (süchtig, »arbeits-scheu«). In »echte Asylsuchende« und »Wirtschaftsflüchtlinge«; in Länder, die von »Naturkatastrophen« heimgesucht wurden und solche, bei denen wahlweise »korrupte Regierungen« oder »ethnische Konflikte« für Hunger und Elend verantwortlich gemacht werden. Diese Unterscheidungsmacht rechtfertigt, warum den einen gegeben wird und den anderen nicht. Eine probate Methode, wenn es nicht für alle reicht. Das, so Karsten Krampitz, war in Europa bereits mit Beginn der Neuzeit der Fall, als die Bevölkerung rasant anstieg, die Produktivität in der Landwirtschaft aber nicht mithalten konnte und extreme Hungersnöte folgten. »Nürnberg erließ schon um 1370 eine erste Almosenordnung, die dem vermeintlichen Berufsbettelwesen Schranken setzen sollte. Andere Städte folgten mit Verordnungen zur Regelung der Aufenthaltsdauer in der Stadt, erließen Bettelplätze sowie Sperrbezirke. Zudem konnte in jeder größeren Stadt ▶